

01

Zekeriya Tekin Aachen

Würden Sie sich bitte kurz vorstellen.

Mein Name ist Zekeriya Tekin. Zekeriya ist die türkische Form für den Namen Zacharias, den ihr vielleicht aus der Bibel kennt. So nennt mich aber eigentlich niemand, alle rufen mich nur Zeki, was mir ganz gut gefällt, denn ‚zeki‘ bedeutet ‚schlau‘, ‚scharfsinnig‘. Das türkische Z in Zeki oder Zekeriya müsst ihr wie ein deutsches S sprechen.

Ich bin 68 Jahre alt und seit einigen Jahren Rentner. Ich bin verheiratet, wir haben vier Kinder und drei Enkelkinder. Geboren bin ich 1945 in Mardin, im Südosten der Türkei, nicht weit von der syrischen Grenze entfernt, wo neben Türken auch sehr viele Araber und Kurden leben.

Können Sie sich an Ihr Leben in Mardin noch erinnern?

Ja, das erscheint noch sehr lebendig vor meinem inneren Auge. Mardin erhebt sich 500 Meter über einer Ebene. Von unten meint man, die Häuser wären an die Spitze eines Berges geklebt. Oben auf dem Berg thront eine Festung, sie heißt ‚Adlernest‘. Von Mardin aus kann man bei guter Sicht die ganze Ebene überblicken, kilometerweit bis nach Syrien.

Es gab damals wie heute viele Moscheen und Kirchen in der Stadt - und in der Umgebung einige Klöster der syrisch-orthodoxen Kirche. Auch die existieren heute noch, aber es gibt im Vergleich zu früher nicht mehr besonders viele syrisch-orthodoxe Christen in der Gegend.

Ich hatte viele arabische Freunde in unserem Viertel. Da sie immer arabisch untereinander sprachen, beherrschte ich die Sprache schließlich auch ganz gut. Unsere Lieblingsbeschäftigung war es, Drachen zu basteln und steigen zu lassen.

Mein Vater hatte auf dem Dach unseres kleinen Hauses einen Taubenschlag und wir haben den Tauben oft bei ihren Flügen und Kunststücken zugesehen. Wir saßen dann immer auf dem Dach, hoch über den staubigen Straßen. Mein Vater ließ die Tauben zweimal täglich in den Himmel steigen. Es gab auch oft Taubenkriege. Wenn ein Schwarm in der Luft war, ließ mein Vater seine Tauben los und sie sollten sich unter den gegnerischen Schwarm mischen und versuchen, aus dem gegnerischen Schwarm einige Tauben in den heimischen Schlag zu entführen. Wenn es klappte, wurden die fremden Tauben gegen ein Lösegeld dem Besitzer zurückgegeben. Manchmal mussten wir aber auch unsere eigenen Tauben freikaufen.

Für seine Taubenzucht hat mein Vater viel Geld ausgegeben, die schönsten hat er sogar mit Schmuck behängt und das gab manchmal Ärger mit meiner Mutter, denn das Geld fehlte dann im Haushalt. Jedenfalls behauptete sie das immer, wir waren arm, aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir deshalb einmal Hunger gelitten hätten. Ihr gefiel dieses Hobby nicht und auch nicht die Leidenschaft, mit der die Männer ihm nachgingen. Sie befürchtete wohl, dass die Sache auch einmal im Streit und blutig enden könnte.

Wovon lebte Ihre Familie damals?

Mein Vater war Friseur und hatte einen kleinen Laden, in dem die Männer sich rasieren und die Haare schneiden lassen konnten. Nach der Schule musste ich oder einer meiner Brüder ihm zur Hand gehen, ausfegen, Handtücher zum Trocknen aufhängen, die Messer und Scheren schleifen, kleine Besorgungen machen. Der Laden brachte so viel ein, dass wir über die Runden kamen, sogar wenn unsere schönsten Tauben freigekauft werden mussten. Meine Mutter war Hausfrau. Ihre Eltern hatten sie nicht zur Schule gehen lassen, deshalb konnte sie nicht lesen und schreiben. Mein Vater hatte da eine andere Einstellung, er hat sehr darauf geachtet, dass nicht nur wir drei Brüder regelmäßig in die Schule gingen, sondern auch meine Schwester.

Nachdem ich die Grundschule abgeschlossen hatte, bin ich zur Mittelschule gegangen. Danach habe ich als Gehilfe in einer kleinen Werkstatt eines Elektrikers gearbeitet. Er reparierte alles, was noch irgendwie zu gebrauchen

war bis hin zu Mopeds, Motorrädern und Autos. In diesem Bereich war aber oft nichts zu tun, denn es gab damals in Mardin nicht so viele Mopeds und Autos. Deshalb verdiente ich auch kaum Geld, aber es war immer noch besser als gar nichts zu tun.

Waren die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Mardin der Grund dafür, Ihr Glück in der Fremde zu suchen?

Ja, eigentlich schon. In den Teestuben und in vielen Familien war das ein Thema damals. Armut und Arbeitslosigkeit waren in der Region ein großes Problem. Es wurde viel Propaganda dafür gemacht, nach Deutschland zu gehen. Und diejenigen, die schon da waren und zu Besuch zu ihren Familien nach Mardin kamen, hatten viele Geschenke dabei und erzählten die erstaunlichsten Dinge - und die Geschichten über Deutschland gefielen mir. Erst später, als ich bei Ford in Köln war, habe ich festgestellt, dass vieles von dem, was die ersten Türken, die nach Deutschland gingen, über die Verhältnisse in Deutschland erzählt hatten, nicht stimmte. Viele verschuldeten sich sogar für die Geschenke, die sie in die Türkei mitnahmen oder um sich einen alten Mercedes oder Ford Transit zu kaufen, um in der Türkei damit anzugeben.

Ich muss aber zugeben, dass ich es dann später auch nicht besser gemacht habe: Ich habe viel von den angenehmen Seiten in Deutschland geschwärmt und von den Schwierigkeiten nichts erzählt, die Familie sollte sich ja keine Sorgen machen.

Meine wirkliche Motivation, mich anwerben zu lassen war, aber eine andere und das klingt für euch heute sicher etwas sonderbar. Als ich 20 Jahre alt war, wollte ich heiraten, aber da wir den Brautpreis nicht aufbringen konnten, wollte der Vater der Auserwählten seine Tochter einem anderen Mann zur Frau geben. Ich hoffte, in Deutschland in einem Jahr das Geld ansparen zu können, um dann zu heiraten. Und ich hoffte, dass der Vater meiner Auserwählten solange warten würde mit der Verheiratung seiner Tochter. Das hat dann nicht geklappt, der Vater hielt seine 18-jährige Tochter wohl schon für so alt, dass er nicht mehr länger warten wollte, und nachdem ich drei Monate in Deutschland war, hat sie einen anderen geheiratet. Ich war verzweifelt, enttäuscht und wütend und habe einige

Wochen lang mit mir gerungen, ob ich nach Mardin zurückkehren sollte. Auch weil mir das Leben in Deutschland damals unheimlich anstrengend vorkam. Aber dann habe ich mir gedacht, dass ich durchhalten muss, was würden sonst die Familie und die Freunde in Mardin sagen; und dass ich, wenn ich nun schon einmal hier wäre, so viel zusammensparen könnte, dass ich die Grundlage für eine bessere berufliche Zukunft in der Türkei hätte.

Wissen Sie noch, wie das Anwerbeverfahren ablief?

Man musste sich zunächst bei einer türkischen Stelle, der ‚Anstalt für die Vermittlung von Arbeit und Arbeitskräften‘, melden und für Deutschland registrieren lassen. Dort benötigte man alle möglichen Papiere, Belege und Zeugnisse. Dann gab es damals in Istanbul eine Deutsche Verbindungsstelle, eine Zweigstelle des deutschen Arbeitsamtes, über die die Anwerbung nach Deutschland lief. Sie hatten auch noch eine Außenstelle in Ankara. Da wir aber Verwandte in Istanbul hatten, im Stadtteil Tophane, wo sich auch die Deutsche Verbindungsstelle befand, wollte ich gerne dorthin. Irgendwann teilte man mir dann in einem Brief einen Termin mit, an dem ich dort erscheinen sollte. Bewerber, die nicht lesen und schreiben konnten oder die mehr als vier Kinder unter 18 Jahren hatten oder sich strafbar gemacht hatten, wurden sofort abgelehnt. Wir mussten einen Abschnitt aus einer Tageszeitung vorlesen, unser Gesundheitszustand wurde untersucht und auch unsere beruflichen Qualifikationen geprüft. Ich kann mich noch daran erinnern, dass es dort sehr voll und sehr eng war, die Luft war stickig und es kam sogar zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung, weil eine Frau belästigt worden war.

Die Gesundheitsprüfungen waren streng, manche Bewerber, die eine Operationsnarbe hatten, wurden aussortiert. Bei den beruflichen Kenntnissen war es nicht so problematisch, bei mangelnder beruflicher Eignung konnte man sich als Hilfsarbeiter auf die Warteliste setzen lassen. Manchmal wurden von den aufnehmenden deutschen Firmen auch mehrwöchige Kurse durchgeführt, in denen man auf die Arbeit in der deutschen Firma vorbereitet wurde. Meine spätere Frau hat 1967 an einem dreiwöchigen Kurs der Firma Siemens in Istanbul teilgenommen. Voraussetzung war der Grundschulabschluss. Der Kurs war für Frauen

zwischen 18 und 25 Jahren und die Frauen sollten auf ihre Tätigkeit in der Münchener Niederlassung von Siemens vorbereitet werden.

Wir fuhren zunächst vom Bahnhof Sirkeçi in Istanbul mit dem Zug nach München. Die Reise bis München Hauptbahnhof sollte 50 Stunden dauern, aber es hat sehr viel länger gedauert und die Toiletten waren schon am ersten Tag verstopft. Ich habe im ganzen Zug mit keinem Türken gesprochen, der ausreichende Deutschkenntnisse hatte. In München wurden wir dann verteilt. Ich musste weiter nach Köln. Ich wurde dem Betrieb der Ford-Werke AG in Köln-Niehl zugeteilt, wo ich am Fließband arbeiten musste. Vielleicht haben sie mich deshalb dorthin geschickt, weil ich meine Gehilfentätigkeit in Mardin angegeben hatte.

In Köln kam unser Zug mitten in der Nacht an. Unsere Namen wurden aufgerufen und wir wurden dann in die Wohnheime gefahren, die Ford für die türkischen Arbeiter angemietet hatte. Es waren sehr alte Gebäude mit zwei Etagenbetten in den Zimmern, im Winter haben wir dort immer gefroren. An die Kälte in Deutschland konnten wir uns nur schwer gewöhnen.

Wie haben Sie sich denn in Ihrer neuen Lebensumgebung zurechtgefunden?

Am Anfang war es schwierig. Das größte Problem waren die Verständigungsschwierigkeiten. Beim Einkaufen habe ich auf die Ware gezeigt und beim Bezahlen immer den größten Schein gezückt und gehofft, dass es reicht, oder beim Bäcker der Verkäuferin die Geldbörse gegeben, damit sie sich den Betrag rausnehmen kann. Es gab ja noch keine türkischen Läden.

Wurst und Fleisch habe ich am Anfang nie gekauft, weil ich nicht verstehen konnte, ob Schweinefleisch verwendet wurde. Als wir mit dem Zug aus Istanbul in München angekommen waren, wurden wir dort vor der Weiterfahrt nach Köln in einem unterirdischen Bunker gepflegt und es gab Würstchen, aber die meisten von uns trauten dem Braten nicht und haben sie nicht angerührt - aus Angst Schweinefleisch zu verzehren. Bei Ford hatte ich sogar Arbeitskollegen, die nicht nur Schweinefleisch, sondern auch Lamm- und Rindfleisch mieden, weil das Fleisch in Deutschland nicht ‚halal‘

war, so wie es im Islam vorgeschrieben ist. Halal-Schlachten bedeutet, dass die Tiere ohne Betäubung getötet werden und dann vollständig ausbluten, denn der Verzehr von Blut ist im Islam verboten.

Wir kannten damals auch die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Umgangsformen der Deutschen und die Regeln und Normen der deutschen Gesellschaft noch nicht. Wir wussten nicht, was schicklich war und was man besser nicht machen sollte. Hier galten andere Moralvorstellungen als bei uns in Südostanatolien.

Zum Beispiel war es schwierig zu verstehen, wie man sich hier Frauen gegenüber verhält. Männer und Frauen hatten einen viel offeneren und ungezwungeneren Umgang miteinander als in der Türkei. Die Frauen kleideten und benahmen sich anders als bei uns und hier schien vieles erlaubt, was bei uns als Schande, unehrenhaft oder respektlos gegolten hätte. Das führte manchmal zu ungebührlichem und wenig distanziertem Verhalten von uns türkischen Männern, weil wir dachten, dass das hier so üblich wäre. Wir mussten erst lernen, wo die Grenzen im Umgang mit dem anderen Geschlecht sind und welche Tabus auch hier existieren.

In der Türkei haben wir uns – nur unter Männern - geschämt, im Hamam (Dampfbad) nur ein Handtuch um die Hüften geschlungen zu haben, hier gingen Männer und Frauen zusammen in die Sauna – nackt. Die Männer duschten hier nach der Arbeit auch nackt vor aller Augen, das kannten wir nicht aus der Türkei.

In Mardin versteckte ich immer meine Zigaretten, wenn Ältere kamen, vor meinen Eltern hätte ich nie geraucht, hier pafften die Jungen ganz ungeniert vor älteren Leuten und tranken sogar Alkohol dabei.

Wie waren denn damals die Arbeitsbedingungen?

Für mich war das in den ersten Wochen furchtbar. In der kleinen Werkstatt in Mardin war oft Leerlauf und nichts zu tun. In Köln lief das Band ohne Pause einfach immer weiter und weiter. Das war eine riesige Umstellung für mich. Und die vielen tausend Arbeiter ..., in Mardin waren wir nur zu zweit. Man durfte hier keinen Fehler machen, das Band lief ja weiter zum nächsten Kollegen und der konnte nur arbeiten, wenn ich meine Arbeit ordentlich gemacht hatte. Schwer oder kompliziert war die Arbeit nicht, es waren

immer die gleichen Handgriffe, aber es war sehr anstrengend und eintönig. Mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt und alles ging schneller von der Hand. Einmal waren einige deutsche Kollegen sogar sauer auf uns, weil wir zu schnell arbeiteten. Sie hatten Angst, dass der Meister das Band schneller laufen lassen könnte oder weniger Arbeiter ans Band stellen würde, wenn er mitbekäme, wie schnell wir arbeiteten. Wir Türken arbeiteten in der Regel schneller als die Deutschen. Vielleicht lag das an den strengen Aufenthaltsregelungen, wir konnten uns nichts erlauben, denn wir hatten Angst, durch Beschwerden oder Aufbegehren unsere Ausweisung zu riskieren.

Als sehr anstrengend empfand ich auch den Schichtdienst. Die Frühschicht begann um 6 Uhr, so dass wir um 4 Uhr aufstehen mussten, dann wurden wir mit dem Bus zur Arbeit nach Köln-Niehl gefahren. Die Kollegen auf den Zimmern waren oft in unterschiedlichen Schichten eingeteilt und haben sich dann gegenseitig den Schlaf geraubt, weil es unmöglich war, immer leise zu sein.

Einmal gab es einen großen Streik, 1973 war das. 300 Arbeiter aus der Türkei sollten entlassen werden, weil sie bereits zum wiederholten Mal verspätet und ohne Krankschreibung aus den Werksferien an ihre Arbeitsplätze zurückgekehrt waren. Daraufhin legten einige Tausend Arbeiterinnen und Arbeiter die Arbeit nieder, die meisten waren Arbeiter aus der Türkei. In den Zeitungen wurde der Streik deshalb ‚Türken-Streik‘ genannt. Er hat dem Ansehen von uns Türken in der Öffentlichkeit sehr geschadet. Im Zusammenhang mit dem Streik gab es auch zum ersten Mal Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen - wie zum Beispiel einer Reduzierung der Fließbandgeschwindigkeit - und nach Gleichstellung mit den deutschen Arbeitern. Die Forderungen blieben unerfüllt, es gab lediglich einen kleinen Teuerungsausgleich und es wurden schließlich doch hunderte von Leuten entlassen.

Hatten Sie viel Kontakt zu deutschen Kollegen, sind Freundschaften zu Ihnen entstanden?

Wir lebten ja im Wohnheim und da waren wir weitgehend unter uns. Auch am Arbeitsplatz in den Hallen von Ford war man von türkischen

Landsleuten umgeben. Ihr müsst euch vorstellen, dass dort zeitweise rund 12.000 Türken arbeiteten. Und am Fließband standen fast nur Türken, da waren höchstens 10% Deutsche. Der Kontakt zu den deutschen Kollegen war wegen der sprachlichen Probleme schon sehr begrenzt. Ich hatte nicht das Gefühl, von den Deutschen abgelehnt zu werden, weil ich anderer Herkunft und Religion war. Der Islam war damals nicht mit so vielen negativen Bezügen beladen wie heute. Ich glaube, die meisten Deutschen wussten nur sehr wenig über den Islam und er kam ihnen eher exotisch vor. Ein Kollege erzählte mir kurz nach meiner Ankunft in Köln, dass er mit anderen muslimischen Arbeitern das Ende des Fastenmonats Ramazan sogar im Kölner Dom hatte feiern dürfen. Es war einfach so, dass die fehlende gemeinsame Sprache zwischen uns stand. Freundschaften entstanden fast nur zu anderen türkischen Kollegen. Manchmal wohnten die in einem anderen Wohnheim und man besuchte sich gegenseitig. Es gab ja in der Region Köln Anfang der siebziger Jahre insgesamt 30 Wohnheime für die Arbeiter aus der Türkei.

Oft trafen wir uns am Hauptbahnhof, wir kannten ja zunächst nichts anderes und hatten auch keine anderen Orte, wo wir hätten hingehen können. Manchmal schauten wir uns dann gemeinsam die großen Kaufhäuser an oder wir gingen zum Rheinufer hinunter und machten Spaziergänge. Dort habe ich dann irgendwann, da war ich schon einige Jahre in Köln, eine deutsche Frau, Renate, kennengelernt. Wegen ihr habe ich dann ernsthaft Deutsch gelernt, habe sogar einen Kurs besucht, den ich selbst bezahlt habe. Und durch sie bekam ich dann auch privaten Kontakt zu anderen Deutschen. Sie arbeitete in einer Gärtnerei. Wegen meines Schichtdienstes konnten wir uns nicht so oft sehen, aber es waren zwei schöne Jahre, die wir hatten. Sie hat mich dann schließlich wegen eines anderen Mannes verlassen. Das war die zweite große Enttäuschung in Sachen Liebe in meinem Leben.

Sie haben aber dann doch noch Ihre große Liebe gefunden ...

Ja, ich war zur Hochzeit eines Freundes in München eingeladen und habe dort meine spätere Frau Sevgi kennengelernt. Sie war 1967, also zwei Jahre nach mir, nach Deutschland gekommen. Sie arbeitete bei Siemens in

München im Akkord. In der Elektroindustrie nahmen die Betriebe gerne Frauen, weil sie kleine Hände haben und manuell geschickt sind. Da meine Frau in der Türkei das Gymnasium besucht hatte, hat man ihr bald eine etwas qualifiziertere Tätigkeit gegeben. Da sie auch einigermaßen gut Deutsch sprach, wurde sie manchmal als Dolmetscherin im Betrieb gebraucht. Als wir uns kennenlernten, war sie bereits aus dem Frauenwohnheim ausgezogen, obwohl die Wohnheime von Siemens einen guten Ruf hatten und für die damalige Zeit überdurchschnittlich gut ausgestattet waren. Sie hatte sich mit zwei anderen Frauen zusammen eine Wohnung in München gesucht. Dort habe ich sie dann später öfters besucht. Das wäre im Wohnheim schwierig gewesen, dorthin durften die Frauen zum Teil nicht einmal ihre Mütter mitnehmen, geschweige denn Männer.

Am Sonntagnachmittag musste ich dann in der Regel zurück Richtung Köln und Sevgi brachte mich zum Hauptbahnhof, wo wir ja beide auf Gleis 11 unseren ersten Kontakt mit Deutschland hatten. Auch in München trafen sich - wie in Köln - viele Türken am Hauptbahnhof. Wir hörten immer unsere Sprache. Die Leute standen dort zusammen, tauschten Neuigkeiten aus der Heimat aus und gaben Landsleuten, die zurückreisten, Geld für die Familie in der Türkei mit.

Sevgi hat dann ihren Vertrag bei Siemens noch erfüllt und 1971 haben wir geheiratet. Ihre Familie stammt aus Istanbul und zum Glück war die Familie mit unserer Verbindung einverstanden. Auch ein Brautpreis war in dieser Familie kein Thema. Wir sind dann in Köln zusammengezogen. Es hat etwas gedauert, bis wir eine Wohnung gefunden haben. Durch die Vermittlung eines Landsmannes hat es schließlich in Köln-Ehrenfeld geklappt.

Es suchten damals viele Türken eine eigene Wohnung. Die Heime und Unterkünfte der Betriebe waren auf Dauer nur schwer zu ertragen, und es gab nur sehr wenige Menschen, die dort bleiben wollten. Besonders für Familien waren dort inakzeptable Bedingungen und man konnte ja mittlerweile auch seine Familie aus der Türkei nachziehen lassen. Das hat die Entvölkerung der betrieblichen Unterkünfte natürlich noch beschleunigt. Wir lebten in Ehrenfeld in einer Straße, in der schon etliche andere Türken

wohnten. Mit der Zeit hat sich Ehrenfeld ja dann zu einem türkisch geprägten Viertel entwickelt.

Meine Frau hat in Köln schnell Arbeit gefunden im Textilbereich und dort bis zur Geburt unseres ersten Kindes gearbeitet. Auch später hat sie dort hin und wieder ausgeholfen und manchmal halbtags gearbeitet.

Hätten Ihre Eltern in der Türkei auch eine Deutsche als Ihre Ehepartnerin akzeptiert?

Meine Eltern waren damals sehr froh, als ich ihnen mit Sevgi eine von uns vorstellte. Sie waren stark geprägt von den überlieferten Traditionen und vorherrschenden Werten in der türkischen Gesellschaft und den Vorschriften des Islam.

Die Beziehung zu Renate hatte bei mir zu einer gewissen Distanz zu Vorstellungen geführt, wie zum Beispiel, dass eine ‚gâvur‘, eine Ungläubige, als Frau für einen guten Moslem nicht in Frage käme oder dass Sex vor der Ehe ein Tabu sei. Durch sie habe ich gelernt den sozialen Druck nicht so sehr an mich ranzulassen. Ich hatte meinen Eltern von Renate erzählt und da gab es dann Bemerkungen, das wäre Sünde, wir würden nicht zusammen passen, die Deutschen würden ganz anders denken, fühlen und handeln und es würde deshalb nicht gut gehen mit uns. Letztlich haben sie sogar Recht behalten damit.

Mit Sevgi verbanden sie nun auch die Hoffnung, dass wir vielleicht in die Türkei zurückkehren würden, ich war ja 1971 bereits seit sechs Jahren in Deutschland. Aber dazu ist es nicht gekommen.

War der Gedanke in die Heimat zurückzukehren nie ein Thema für Sie?

Während des Anwerbeverfahrens und in den ersten Jahren in Köln war für mich immer klar, so schnell wie möglich in die Heimat zurückzukehren. Ich bin nicht mit dem Gedanken nach Deutschland gekommen zu bleiben.

In den ersten Jahren nach dem Anwerbeabkommen bekamen die Arbeitsmigranten aus der Türkei sowieso nur Arbeitsverträge für zwei Jahre. Das änderte sich erst 1964, also ein Jahr, bevor ich mich habe anwerben lassen. Diese Änderung erfolgte wohl vor allem auf Druck der deutschen

Betriebe, denn sie wollten ihre angelernten, erfahrenen und eingewöhnten Arbeitskräfte behalten und nicht ständig neue anlernen und ausbilden.

Für mich bestand also die Möglichkeit, länger zu bleiben, und weil die Vorstellung, in kurzer Zeit viel Geld anhäufen zu können, sich schon nach kurzer Zeit als wenig realistisch erwiesen hatte, bin ich geblieben. Mehrmals im Jahr schickte ich Geld an die Familie in Mardin und auch der Lebensunterhalt in Köln kostete Geld und so war es eben nicht so, dass ich in den Jahren, die ich mittlerweile bei Ford arbeitete, genug Geld hätte ansparen können, um in der Türkei ein Leben ohne Probleme führen zu können. Hinzu kam dann noch die Beziehung zu Renate, die mich auch an Deutschland band.

Als meine Eltern nach der Hochzeit dann der Hoffnung Ausdruck verliehen, mit Sevgi in die Türkei zurückzukehren, sind wir schon ins Grübeln gekommen, haben uns dann aber entschieden noch einige Jahre in Deutschland zu bleiben und in Köln zusammenzuziehen.

Außer der Sehnsucht nach der Heimat und der Familie sprach damals nicht viel für eine Rückkehr. Es hatte 1971 kurz vor unserer Hochzeit einen Militärputsch in der Türkei gegeben, der Generalstab hatte in Form eines Memorandums die Regierung zum Rücktritt gezwungen und das Kriegsrecht wurde in 11 Provinzen verhängt. Es gab auch Tote, tausende von politischen Gefangenen, Folter und Verbote von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. In ein solches politisches und gesellschaftliches Klima zurückzukehren war nicht sehr verlockend. Auch die wirtschaftlichen Probleme der Türkei waren groß, die Arbeitslosigkeit weiterhin hoch und die Inflationsrate noch höher. In Deutschland hatte ich mich an die Arbeit gewöhnt, mich eingelebt und türkische Freunde und deutsche Bekannte. Es gab keine familiäre Kontrolle und der soziale Druck war viel niedriger als in der Türkei. Auch für Sevgi hatten wir in Köln schon eine Arbeit gefunden, wir sprachen beide mittlerweile ganz passabel Deutsch, also sind wir zunächst einmal geblieben. Unsere Lebensverhältnisse waren bescheiden, aber wir waren zufrieden und glücklich.

Später waren die Kinder da. Wenn Gedanken an eine Rückkehr aufkamen, hieß es dann: Ja, wenn die Kinder mit der Schule fertig sind, wenn sie die Ausbildung beendet haben, wenn das Studium abgeschlossen ist. Wir

wurden älter und häufiger krank und uns waren die türkischen Krankenhäuser nicht gut genug. Später kamen die Enkelkinder, von denen man sich nicht trennen wollte, die Rente stand an und so gab es immer einen guten Grund zu bleiben. Vielleicht haben wir diese guten Gründe auch immer gerne vorgeschoben, um uns mit dem Thema Rückkehr nicht wirklich auseinandersetzen zu müssen und es wieder weiter in die Zukunft schieben zu können. Wirklich ernsthaft haben wir uns seit der Entscheidung, nach der Hochzeit in Deutschland zu bleiben, die eine bewusste Entscheidung war, wohl nicht mehr mit diesem Thema beschäftigt. Und seit wir die Enkelkinder heranwachsen sehen, stellen wir uns die Frage sowieso nicht mehr. Ja, und so ist dann aus einem befristeten Arbeitsvertrag mehr als ein halbes Leben geworden.

Jetzt fällt mir ein, es gab noch einmal einen Punkt, an dem wir wirklich überlegt haben, in die Türkei zurückzukehren, das war Anfang der neunziger Jahre. Nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 und der deutschen Wiedervereinigung stieg die Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Und es kam zu einer Welle rechtsradikaler Gewalttaten gegen Ausländer. Es gab Brandanschläge und Morde in Solingen und Mölln, vielleicht habt ihr davon schon einmal gehört. Damals fühlten wir uns nicht wohl hier. Es dauerte auch einige Zeit, bis sich das wieder änderte, obwohl es von deutscher Seite auch viel Zuspruch gab.

Haben Sie während der vielen Jahre in Deutschland regelmäßig Kontakt in die Türkei gehalten?

Ja, wir haben den Kontakt in die Heimat nie verloren. Wir sind regelmäßig zu Besuchen in die Türkei gefahren, später dann geflogen. Solange meine Eltern lebten, bin ich immer nach Mardin gefahren, meine Geschwister sind ja im Laufe der Jahre alle aus Mardin weggezogen, nach Istanbul, Bursa und Mersin. Nach dem Tod meines Vaters hat meine Schwester meine Mutter bis zu deren Tod zu sich genommen nach Bursa. Wenn wir heute in die Türkei fliegen, besuchen wir immer Sevgis Familie, die wie mein jüngster Bruder in Istanbul lebt. Meistens fahren wir dann von dort aus auch nach Bursa zu meiner Schwester. Diese Besuche sind sicher Ausdruck unserer Sehnsucht nach der Familie, der Heimat, aber wenn wir längere Zeit in der Türkei sind,

sehnen wir uns auch nach Deutschland, den Kindern und unseren drei Enkelkindern.

Sie benutzen nach fast 50 Jahren in Deutschland das Wort Heimat immer noch im Zusammenhang mit der Türkei ...

Ja, dort sind meine Wurzeln, dort bin ich aufgewachsen, dort waren viele Jahre lang meine Eltern. Und Türkisch ist die Sprache, in der ich mich ausdrücken kann, ohne groß überlegen zu müssen, und in der ich mich wohl fühle. Wenn ich in der Türkei bin und dort Menschen treffe, ist der Umgang mit ihnen vertrauter. Ich weiß, wie ich sprechen muss, wie ich mich benehmen muss, kenne das Verhalten und die Rollen, die man von mir erwartet, und weiß auch, wie mein Gegenüber reagiert. Deshalb kommt das Wort Heimat im Zusammenhang mit der Türkei automatisch und ganz selbstverständlich über meine Lippen.

Aber im Laufe der Jahre ist auch Deutschland zu unserer Heimat geworden. Heimat ist der Ort, an dem man sich wohl fühlt, wo man soziale Kontakte aufgebaut hat, wo man Freunde hat und wo die Familie ist. Und das ist jetzt hier in Deutschland. Deutschland ist jetzt nicht mehr ‚gurbet‘, die Fremde, wie wir im Türkischen sagen, sondern unser Zuhause. Ja, unser Zuhause ist jetzt hier in Aachen.

Unser ältester Sohn hat hier Maschinenbau studiert und hat hier auch eine gute Arbeit gefunden. Er ist mit einer Aachenerin verheiratet. Sie wohnen mit ihren beiden Kindern in der Etage über uns. Er rief uns an, als die Wohnung unter ihm frei wurde. Ich war damals schon Rentner. Wir haben uns die Wohnung angeschaut, sie hat uns gefallen und seitdem leben wir hier. Ich bekomme zwar nicht so viel Rente und wir müssen hier mehr Miete zahlen als in Köln, aber wir kommen mit dem Geld aus und im Notfall würde unser Sohn uns unter die Arme greifen. Und jetzt sind wir immer bei unseren Enkelkindern.

Sie leben hier in Aachen in Burtscheid, einem Viertel, in dem vergleichsweise wenige Landsleute von Ihnen wohnen, anders als etwa im Ostviertel oder in Ihrem früheren Umfeld in Köln-Ehrenfeld. Wie denken Sie darüber, dass sich die türkischen Zuwanderer in den Städten oft in bestimmten Vierteln ansiedeln?

In den Jahren, als die türkischen Arbeitsmigranten ihre Familien nach Deutschland holten und vermehrt begannen, sich privaten Wohnraum zu suchen, weil die betrieblichen Wohnheime für Familien nicht zumutbar waren, haben die meisten es sicher als Erleichterung empfunden, in der Nähe von Landsleuten zu wohnen, im Umfeld von Menschen, mit denen man sich ohne Umstände verständigen konnte. Die Mehrheit der Menschen aus der Türkei konnte doch auch nach mehreren Jahren in Deutschland nur ein paar Brocken Deutsch sprechen. Und wenn dann ein türkischer Obst- und Gemüsemarkt aufmachte, ein türkisches Teehaus dazu kam oder ein türkischer Bäcker, so erleichterte das unser Leben ungemein. Dadurch wurde uns ein Stück Heimat nahe gebracht. Dann kam der türkische Metzger, der türkische Supermarkt, der Imam wurde aus der Türkei eingeflogen und wir bekamen Räume, die wir als Moscheen nutzen konnten. Es gab türkische Reisebüros, in denen wir auf Türkisch unsere Flüge buchen konnten, türkische Fahrschulen eröffneten und ermöglichten es auch den Leuten mit wenig Deutschkenntnissen, den Führerschein zu machen. Wir haben das alles sehr begrüßt, es verringerte den Umstellungs- und Anpassungsstress, es machte unser Leben unkomplizierter, und wir atmeten den Duft der Heimat.

Aber man muss auch dazu sagen, dass das von türkischer Seite sicher nicht geplant war. Der Wohnraum, der für uns in Frage kam, musste billig sein. Wir wollten ja sparsam sein, um mit möglichst viel Geld in die Heimat zurückzukehren. Billigen Wohnraum gab es aber nur in wenig attraktiven Vierteln in oft heruntergekommenen Häusern, die für die einheimische Bevölkerung nicht mehr gut genug waren. Und je mehr Türken sich dort ansiedelten und je türkischer die Viertel wurden, umso weniger Deutsche wollten dort verbleiben. So hat sich das dann entwickelt.

Auch die Arbeitslosigkeit spielte eine Rolle, der wirtschaftliche Aufschwung flaute in den siebziger Jahren in Deutschland ab. Viele Türken wurden zum

Beispiel aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen arbeitslos und manche machten sich deshalb selbstständig und siedelten sich mit ihrem Angebot da an, wo schon viele Türken lebten, und lockten dadurch dann möglicherweise wieder neue Türken an.

Aber sind türkisch geprägte Viertel in Deutschland aus heutiger Sicht nicht ein Integrationshindernis?

Ja, zurückblickend und mit dem Wissen, dass viele der Gastarbeiter von damals heute keine Gäste mehr sind, dass aus den Gastarbeitern Einwanderer geworden sind, muss man das so sehen. Türkisch geprägte Viertel verhindern ja Kontakte zu Deutschen, die Anbindung an die deutsche Gesellschaft, und sie lassen das Erlernen der deutschen Sprache als nicht so dringlich erscheinen. Vielleicht hätten die Kommunen da steuernd eingreifen müssen, aber die deutschen Behörden waren ja sicher genau wie wir der Meinung, dass sich das Problem mit der Zeit erledigen würde, da Gäste sich normalerweise ja auch irgendwann wieder verabschieden.

Da wir jetzt gerade beim Thema Integration sind, muss ich noch etwas loswerden: Ich ärgere mich immer maßlos, wenn ich populistische Politiker höre, die davon reden, dass die Türken oder die Muslime integrationsunwillig seien. Fast alle Türken, die ich hier in Deutschland kenne, sind gegenüber der deutschen Gesellschaft sehr offen und akzeptieren oder teilen die Werte und Verhaltensregeln der deutschen Gesellschaft und wollen sich integrieren. Diejenigen, die erfolglos sind, die keine Arbeit bekommen, bei denen besteht meiner Meinung nach vielleicht die Gefahr, dass sie sich ausgeschlossen fühlen von der Gesellschaft. Ihnen steht dann der Rückzug in die türkische Welt, in die türkische Sprache oder die Religion als Weg, Akzeptanz und Anerkennung zu erfahren, offen. Denen muss geholfen werden. Aber diese pauschale Verurteilung Türke/Muslim = integrationsunfähig ist völlig unzutreffend.

Welche Rolle spielt denn in Ihrem Leben Religion?

Ich bin sunnitischer Muslim, ich bin gläubig, aber nicht streng gläubig. Ich komme den religiösen Pflichten, die für mich praktikabel sind, nach, die übrigen erfülle ich nicht und habe auch kein besonders schlechtes Gewissen

dabei. Eine Pilgerfahrt nach Mekka habe ich zum Beispiel nie unternommen, aber ich esse – zumindest bewusst – kein Schweinefleisch. Seit ich Rentner bin, faste ich im Fastenmonat Ramazan. Früher, als ich noch bei Ford arbeitete, habe ich das nicht getan. Am Ende des Fastenmonats spenden wir immer für Bedürftige. Wir haben auch schon einmal für den Bau einer Moschee gespendet. Das fünfmalige Gebet verrichte ich nicht, wenn es möglich ist, gehe ich freitags aber in die Moschee.

Tragen die Frauen in Ihrer Familie Kopftücher?

Sevgi und unsere Tochter tragen kein Kopftuch, eine unserer Schwiegertöchter trägt ein Kopftuch. Das muss meiner Meinung nach jede Frau für sich entscheiden, Eltern sollten da keinen Druck auf ihre Töchter ausüben. Ich sehe das Kopftuch jedenfalls nicht als Zeichen für die Unterdrückung der Frau oder als Zeichen, dass die Frau sich nicht integrieren will. Manche tragen es aus religiösen Gründen, die älteren Frauen oft auch aus Gewohnheit und Tradition.

In der Türkei ist das Tragen von Kopftüchern in staatlichen Behörden ja verboten. Auch Schülerinnen und Studentinnen sind von dieser Regelung betroffen. Einige Frauen umgehen das Verbot durch Tragen einer Perücke. Das Kopftuchverbot wird auch mit polizeilichen Maßnahmen durchgesetzt, so wird Studentinnen mit Kopftuch das Betreten von Universitäten verboten, was in der Vergangenheit oft Thema hitziger Debatten war. Viele wohlhabende Frauen aus streng religiösen Familien studieren deshalb in Westeuropa oder in den USA, wo es eine solche Einschränkung nicht gibt.

Unsere Nachbarn in Köln haben ihre Mädchen schon sehr früh ein Kopftuch tragen lassen, weil sie der Meinung waren, sie so besser vor äußeren Einflüssen zu schützen, zum Beispiel vor einer frühen Partnerschaft oder Sexualität. Ich glaube aber nicht, dass ein Kopftuch das verhindern kann. Wir haben unsere Tochter nie ermuntert, ein Kopftuch zu tragen. Wir haben sie auch immer am Schwimmunterricht oder an Klassenfahrten teilnehmen lassen. Wir wollten sie an allen Aktivitäten der Schule teilnehmen lassen. Wir haben ihr vertraut und hatten deshalb keine Befürchtungen, sie würde zum Beispiel Alkohol oder Drogen zu sich nehmen.

Sie haben angedeutet, für wie wichtig Sie das Erlernen der deutschen Sprache halten. In welcher Sprache unterhalten Sie sich in der Familie?

Ja, ich bin der Meinung, wenn man hier leben will, muss man auch die Sprache beherrschen, ansonsten ist man nicht in der Lage, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Ich bin da heute noch meiner damaligen deutschen Freundin Renate dankbar. Sie hat mir dafür die Augen geöffnet und sie hat mich dazu gebracht, gut Deutsch zu lernen, obwohl damals überhaupt nicht davon auszugehen war, dass ich so lange in Deutschland bleiben würde.

Sevgi und ich sprechen miteinander nur Türkisch, außer wenn wir Deutsche zu Besuch haben. Wir lesen auch eine türkische Tageszeitung und haben türkisches Fernsehen. Wir sehen uns aber auch deutsche Sendungen an.

Mit den Kindern haben wir zunächst nur Türkisch gesprochen, weil ja die Vorstellung, irgendwann in die Türkei zurückzukehren, immer noch irgendwo im Hinterkopf vorhanden war. Die Kinder hatten aber auch deutsche Freunde und durch die Schule ist es dann zum Glück so gekommen, dass sie heute Deutsch wie die Deutschen sprechen. Es kam bei jedem Kind irgendwann der Punkt, ab dem sie uns immer häufiger auf Deutsch geantwortet haben und mit der Zeit hat es sich ergeben, dass wir mit ihnen auch Deutsch redeten. Ihr Deutsch ist heute besser als ihr Türkisch.

Unser ältester Sohn ist - wie gesagt - mit einer Deutschen verheiratet und sie reden in ihrer Familie nur Deutsch. Die drei anderen Kinder haben türkische Ehepartner, sie reden mit ihren Kindern meistens auch Deutsch, wollen eigentlich aber, dass sie auch Türkisch lernen.

Ich finde es gut, wenn die Kinder und Enkel beide Sprachen gut beherrschen und sich in beiden Kulturen zuhause fühlen, dann können Sie sich von jeder Seite das für sie Passende, das für sie Beste aussuchen. Das ist doch eine große Bereicherung, wenn man in zwei Sprachen zuhause ist, wenn die Kinder und Enkel sich bei unseren Besuchen in der Türkei genauso so problemlos verständigen können wie hier.

Haben Sie bei Ihren Besuchen in der Türkei feststellen können, dass man sich Ihnen als Almancı gegenüber anders verhält als den einheimischen Türken gegenüber?

Wir sind ja seit vielen Jahren immer zu Besuch in Istanbul. Das ist eine pulsierende, riesige Stadt. Die Menschen sind offen und tolerant und den Umgang mit Menschen aus aller Welt gewöhnt. Dort habe ich noch nie Vorbehalte gespürt.

Im privaten Umfeld und in der Nachbarschaft wird sich aber für jeden Einkauf interessiert, den man macht. Dort schauen sie einem über die Schulter. In kleineren Orten empfinde ich manchmal, dass die Leute mich wie einen reichen Touristen ansehen, der ausgenommen werden kann.

Das Wort Almancı hat in der Türkei auch einen eindeutig negativen Beigeschmack. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass viele der Angeworbenen keine hohe Schulbildung hatten, als Ungelernte nach Deutschland gingen, oft aus den rückständigsten Ecken der Türkei kamen und dann bei ihren Besuchen in der Heimat oder nach der Rückkehr in die Türkei den ‚großen Mann‘ markierten. Vielleicht hat es aber auch ein wenig damit zu tun, dass derjenige, der sich hat anwerben lassen, den Daheimgebliebenen mit seinem Mut und seiner Energie immer ihre Ängste und Grenzen und die verpassten Möglichkeiten aufgezeigt hat.

Als es, ich denke das war Ende der 80er Jahre, für bestimmte Gruppen unter den Arbeitsmigranten Prämien für eine endgültige Rückkehr in die Türkei gab, hat die Türkei sich darauf eingelassen, den Kindern dieser Rückkehrer die Tore ihrer Sprach-Gymnasien zu öffnen. Die einheimischen Kinder mussten für diese Schulen eine anspruchsvolle Aufnahmeprüfung bestehen, die Kinder der Migranten wurden ohne diese Prüfung aufgenommen, eine kleinere oder manchmal größere Spende reichte. Da saßen dann plötzlich die besten einheimischen Kinder neben den Kindern der Rückkehrer aus Deutschland, die zwar auch manchmal von einem deutschen Gymnasium kamen, in alle Regel aber von der Hauptschule. Und die Leistungen der Rückkehrerkinder am türkischen Gymnasium und oft auch ihr Verhalten, das ja auch von den Normen und Regeln in Deutschland geprägt war, haben nicht dazu beigetragen, den Ruf der Almancı zu verbessern. Die Menschen in der Türkei empfinden es vielleicht so, dass die

Rückkehrer lange unter anderen gelebt haben und selbst zu anderen Menschen geworden sind, die sich entfremdet haben.

Können Sie nachvollziehen, dass heute vor allem viele junge und gut ausgebildete Türkischstämmige den Schritt in die Türkei wagen?

Die türkische Wirtschaft wächst seit Jahren und Deutschland ist der größte Handelspartner, da gibt es viele Möglichkeiten für Leute, die eine gute Ausbildung haben und beide Sprachen beherrschen. Diese Leute haben ja oft die Fähigkeit, in beiden Kulturen, Gesellschaften und Arbeitswelten gut klar zu kommen.

In Deutschland arbeitet man ja in der Regel planvoll, man denkt die Dinge im Detail durch, plant weit im Voraus. Wenn es Probleme gibt, spricht man sie direkt an, sucht nach praktischen Lösungen, hakt sie ab und wendet sich dem nächsten Punkt zu. In der Türkei sind Konzepte und Planungen oft eher oberflächlich, es wird um den heißen Brei herumgeredet, die notwendigen Arbeiten werden hinausgeschoben und auf den letzten Drücker erledigt. Wer damit klar kommt, hat sicher gute Möglichkeiten in der Türkei. Und solange man als deutschtürkischer Akademiker hier in Deutschland in der Regel zwei bis drei Jahre für den Einstieg in den Beruf braucht, ist die Türkei doch eine Chance.

Für unseren ältesten Sohn wäre das auch eine Alternative gewesen, wenn er - nach dreizehn Jahren Schule und nach einem anspruchsvollen Studium an der RWTH Aachen - hier nichts bekommen hätte. Und ich hätte nichts dagegen gesagt, wenn er es in der Türkei versucht hätte.

Herr Tekin, unsere letzte Frage: Sie blicken nun auf 48 Jahre in Deutschland zurück. Bereuen Sie Ihre Entscheidung aus dem Jahr 1965, sich anwerben haben zu lassen?

Nein! Es war in den ersten Monaten und Jahren sicher nicht leicht, hier klar zu kommen. Es gab auch Momente und Situationen, in denen ich mich gefragt habe, ob diese Entscheidung richtig war, und in denen ich am liebsten zurückgegangen wäre, wir haben sie ja schon angesprochen. Aber insgesamt bin ich sehr zufrieden, diesen Schritt getan zu haben. Wir hatten und haben unser Auskommen. Ich konnte die Familie in der Heimat

unterstützen, aus den Kindern ist etwas geworden und die Enkelkinder werden hoffentlich auch ihren Weg gehen. Wer weiß, was in Mardin aus mir geworden wäre. Es war eine Chance damals, das Leben zum Besseren zu verändern, und es war eine rationale Entscheidung, diese Chance wahrzunehmen – so wie es nach unserer Hochzeit eine rationale Entscheidung war, in Deutschland zu bleiben. Jetzt bin ich hier und bleibe hier, sogar über den Tod hinaus. Ich möchte, wenn es soweit ist, nicht - wie die meisten Türken aus Deutschland - in der Türkei begraben werden, sondern hier. In Mardin ist niemand mehr aus unserer Familie, dort ist nur noch das Grab meines Vaters. In Istanbul, das unser erster Anlaufpunkt bei unseren Besuchen in der Türkei ist, habe ich nie gelebt, warum sollte ich mich dort begraben lassen. Also habe ich beschlossen, hier auf dem islamischen Friedhof Hüls in Aachen zu bleiben, in der Nähe meiner Lieben.

Herr Tekin, vielen Dank für dieses Gespräch.